



Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus: Der ohne Arme geborene Hornist Felix Klieser (oben links) spielte ein Stück des von den Nazis ermordeten, psychisch kranken Komponisten Norbert von Hennheim. Bundespräsident Norbert Lammert (Bild unten, M.) empfing den Schauspieler Sebastian Urbanski, der im Plenum den Brief eines NS-„Euthanasie“-Opfers vorlas, sowie Sigrid Falkenstein und Herbert Traub, die an ihre im Dritten Reich ermordeten Angehörigen erinnerten (v.l. n.r.)

© Deutscher Bundestag/Achim Melde, picture-alliance/dpa

Ein Akt später Gerechtigkeit

GEDENKSTUNDE Angehörige erinnern an die lange tabuisierten Schicksale der NS-»Euthanasie«-Opfer

Das Grauen verbirgt sich hinter einem schlichten Kürzel: „T4“. Es steht für die Tiergartenstraße 4 in Berlin, jenem Ort, an dem die Nationalsozialisten ihr menschenverachtendes „Euthanasie“-Programm planten und organisierten. „T4“, das bedeutete ab 1939 die Zwangssterilisation und später systematische Ermordung von schätzungsweise 300.000 Menschen mit körperlichen und geistigen Behinderungen und psychischen Krankheiten. Sie galten den Nazis als „Parasiten am gesunden deutschen Volkskörper“, als „lebenswertes Leben“. „Ballastexistenzen“ seien die Kranken genannt worden, berichtete der Publizist Hartmut Traub am vergangenen Freitag in der Gedenkstunde des Bundestages für die Opfer des Nationalsozialismus, die in diesem Jahr zum ersten Mal insbesondere an diese Opfergruppe erinnerte. Durch massive Propaganda, erzählte Traub in der bewegenden Zeremonie, sei eine öffentliche Meinung gebildet worden, „wonach diese Kranken dem Staat und der Gesellschaft ökonomische Ressourcen entzogen, die an anderer Stelle dringend benötigt wurden“. In sechs über das Reichsgebiet verteilten Tötungsanstalten hätten die Nationalsozialisten die Kranken ermordet, gemäß dem politisch gesteckten Ziel: „Ausmerze im Dienst der Rassenhygiene“.

Eines der Opfer war Traubs Onkel Benjamin. Nach einem Unfall psychisch erkrankt, habe „Beni“, wie ihn die Familie nannte, nach den Kriterien von „T4“ zum Kreis der Patienten gehört, „der für den Abtransport in eine Tötungsanstalt vorgesehen war“. Er sei „ein freundliches, intelligentes Kind“ und ein guter Schüler gewesen, habe Musiker werden wollen. Doch die Nazis hielten ihn erst monatelang in einer psychiatrischen Klinik fest und brachten ihn schließlich in die Vergasungseinrichtung im nordhessischen Hadamar, wo der 27-Jährige nur wenige Stunden später in der Gaskammer starb.

Für das „examinierte Pflegepersonal“ der Anstalt sei das „normaler Arbeitstag gewesen“, sagte Traub. „Menschen-Vernichtungs-Routine. Durchgeführt an 60 Patienten täglich. Und das bereits seit mehreren Monaten.“ Den Zuhörern, darunter 80 Jugendliche aus 15 Ländern, die an der alljährlichen Jugendbegegnung des Bundestages teilgenommen haben (siehe untenstehenden Text), gab er die Botschaft mit: „Manches Erinner ist eine Pflicht, die uns der Wille zur Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit gegenüber Schuld und Versagen auferlegt.“

Wie unglaublich schwer dieses Erinnern jedoch selbst den Familien der Opfer lange fiel, schilderte eindrücklich die Berliner Lehrerin Sigrid Falkenstein, die erst 2003 durch Zufall im Internet auf eine Liste von Opfern der NS-„Euthanasie“ stieß – und darin auf den Namen ihrer Tante Anna. deren Schicksal sei in der Familie bis dahin kein Thema gewesen. „Annas Spur verlor sich in Formulierungen wie: Sie wurde irgendwann in den dreißiger Jahren in irgendeine Anstalt gebracht und ist irgendwann während des Krieges gestorben“, berichtet Falkenstein. „Fassungslos über dieses scheinbare Vergehen“ habe sie sich auf Spurensuche begeben und Annas Biografie vor allem

mit Hilfe von Patientenakten und anderen amtlichen Dokumenten rekonstruiert. Was sie fand, passte so gar nicht zu den frühen Fotos, auf denen die Kleine „so unbefangen in die Kamera lacht“. 1934 habe sich das lernbehinderte Mädchen einer „fragwürdigen Intelligenzprüfung“ unterziehen müssen, in deren Ergebnis „angeborener Schwachsinn“ diagnostiziert worden sei – ihr Todesurteil. „Anna hat die Selektionskriterien ihrer Mörder sozusagen perfekt erfüllt“, erzählte Falkenstein mit

leiser Stimme: „Gilt als unheilbar, ist lastig – so steht es wörtlich in ihrer Akte – und vor allem leistet sie keine produktive Arbeit, ist also eine sogenannte nutzlose Esserin“. Anna ist 24 Jahre alt, als sie in der Gaskammer stirbt.

Falkenstein vermutet, dass die weit verbreitete Sprachlosigkeit über diese Schicksale viel mit Scham zu tun hatte. „Die Opfer, die Überlebenden und ihre Familien wurden in beiden deutschen Staaten weiterhin diskriminiert und stigmatisiert.“ In der Folge sei die gesellschaftliche, juristische und politische Aufarbeitung „völlig unzureichend“ geschehen. Bis heute werde den Opfern die Anerkennung als NS-Verfolgte und die Gleichstellung mit anderen Verfolgtengruppen versagt. Auch erschwere die Gesetzeslage die öffentliche Nennung der Namen von „Euthanasie“-Opfern, weil sich Familienangehörige dadurch stigmatisieren könnten. „Eine Argumentation, die an rassenhygienische Denkmuster anknüpft“, urteilte Falkenstein und forderte: „Es ist an der Zeit, diese unheilvolle Kontinuität zu durchbrechen und die Opfer in das familiäre und kollektive Gedächtnis zu holen.“ Dass der Bundestag den Opfern offiziell gedenke, wie sie als „ein besonderes ja, vielleicht historisches Ereignis“ und einen „Akt später Gerechtigkeit“.

Auch Bundespräsident Norbert Lammert (CDU) nannte die „jahrelange Gleichgültigkeit in Wissenschaft, Medien und Politik“ in seiner Rede „erschütternd“. Erst 2007 habe der Bundestag das Zwangssterilisationsgesetz des NS-Regimes geächtet, „und nicht vor 2011 konnten wir uns dazu durchringen, dem bis dahin nur auf private Initiative ermöglichten Gedenken an die NS-Krankenmorde mit Hilfe öffentlicher Fördermittel einen angemessenen Rahmen zu verleihen“. 2014 wurde daraufhin der Gedenk- und Informationsort in der Tiergartenstraße 4 eröffnet. „Erst die Einzelschicksale der Gequälten und Ermordeten lassen uns wirklich erkennen, was unschuldigen Menschen angetan wurde“, betonte Lammert und schilderte beispielhaft den Leidensweg des Hilfsarbeiter Ernst Putzki, den die Gestapo 1942 wegen des Verfasens und Verteils von Schreiben angeblich „staatsfeindlichen Inhalts“ festnahm und später wegen vermeintlicher „Geisteskrankheit“ in die Provinzialheilanstalt Warstein einließte. Am 9. Januar 1945 starb er 43-jährig in Hadamar – angeblich an einer Lungenentzündung.

Einen von Putzki vielen Briefen an Freunde und Familie, in denen er die unmenschlichen Zustände in den Anstalten beschreibt, verlas der Schauspieler Sebastian Urbanski, geboren mit dem Down-Syndrom, im Plenum; es war das erste Mal in der Geschichte des Bundestags, dass ein Mensch mit geistiger Behinderung im Parlament spricht. „Von den Warsteinern, die mit mir auf diese Siechenstube kamen, leben nur noch wenige“, schreibt Putzki darin an „seine liebe Mutter“. „Die Menschen magern hier zum Skelett ab und sterben wie die Fliegen. (...) Wir (...) sind in dünnen Lumpen gekleidet, in denen ich schon mehr gefroren [sic] habe wie einen ganzen Winter in Hagen. Vor 5 Wochen haben wir zuletzt gebadet und ob wir in diesem Jahre noch baden, wissen wir nicht.“ Die Geschichte zeige, sagte Lammert, dass die Würde des Menschen antastbar sei. „Nirgendwo wurde dieser Nachweis gründlicher geführt als in Deutschland.“ Deshalb müsse Artikel 1 des Grundgesetzes „kompromisslose Richtschnur unseres Handelns sein und bleiben, ein kategorischer Imperativ, um nie wieder zuzulassen, dass Menschen ausgenutzt, verfolgt und in ihrem Lebensrecht beschnitten werden“, mahnte er. „Das schulden wir allen Opfern, derer wir heute gedenken.“ (Wortlaut der Reden in der Debatten-dokumentation) Johanna Metz ■

Den Ort des Schreckens fühlen

JUGENDBEGEGNUNG In Pirna-Sonnenstein töteten die Nazis Tausende Behinderte und Kranke. Eindrücke von einer Reise zum Ort des systematischen Mordens

Ein kahler Keller, nicht groß, vielleicht 20 Quadratmeter. Auf den ersten Blick unscheinbar unauffällig – und doch werden die Jugendlichen, die gerade die Wände aufmerksam mustern, diesen Ort im Gedächtnis behalten. Ihr Blick haftet an den Kreisrunden, mit Mörtel überdeckten Stelen knapp unterhalb der Decke. „Hier sind früher die Rohre entlang gelauft, durch die das Kohlenmonoxid in die Kammer hineingeleitet wurde“, hören sie. Außerdem gab es hier früher mehrere Duschkoppattrappen.“ Durch den „Warteraum“, in dem die Nazis damals zur Täuschung auf Holzbänken Seife, Waschlappen und Handtücher bereitgelegt hatten, sind die Jugendlichen hierher gelangt. Nun ist klar: Wo sie jetzt stehen, da haben die Nationalsozialisten ihren Massenmord verübt. Genau hier mussten 14.751 Menschen sterben, weil sie als „nicht lebenswertes Leben“ klassifiziert worden waren. Ein Arzt beobachtete seinerzeit den qualvollen Tod durch einen Sehschlitz in der Tür. Die jungen Leute, Teilnehmer der Jugendbegegnung des Bundestages, schweigen betroffen.

Systematisch verfolgt Industrialisiertes Töten mitten in Deutschland – das gab es hier in Pirna-Sonnenstein, in Sachsen. Als „Euthanasieprogramm“ bezeichneten die Nazis die planmäßig betriebenen Morde euphemistisch. Sie wollten sie als „Gnaden töten“ von vermeintlich unheilbar Kran-

ken verschleiern. Im August 1939 gab Hitler das Ermordungsprogramm in Auftrag, das als „Aktion T4“, bekannt ist: Die Einrichtung von sechs Tötungsanstalten, in denen Ärzte in den Jahren 1940 und 1941 Menschen mit Behinderung, psychisch Kranke, aber auch Alkoholabhängige und „Asoziale“ vergasten. Systematische Verfolgung und Tötung waren zu diesem Zeitpunkt schon in vollem Gange: Auf der Grundlage des „Gesetzes zur Verhütung des erbkranken Nachwuchses“ aus dem Jahr 1933 führten Ärzte Zwangssterilisierungen durch und zwangen Frauen zur Abtreibung. Behinderte Kinder und Jugendliche waren schon seit Frühjahr 1939 mittels Meldebogen erfasst und mit Medikamenten getötet worden. Andere verhungerten. Dem „Euthanasieprogramm“ fielen zwischen 1939 und 1945 schätzungsweise 300.000 Menschen zum Opfer.

Verbrechen verstehen Die Teilnehmer der Jugendbegegnung kennen die grausamen Fakten. Sie sind nach Pirna gereist, um sich mit den „Euthanasie“-Morden auseinanderzusetzen und sich über ihr Engagement gegen das Vergessen auszutauschen. Die Gründung der damals progressiven Heilanstalt Pirna im Jahr 1811, das Aufkommen „rassenhygienischer“ Ideen im 19. Jahrhundert und deren Radikalisierung durch die Nazis – diese Themen haben sie heute schon bearbeitet. Der Besuch der Kellerräume geht ihnen nah. „Wichtig-

dabei geholfen, den Ablauf des Verbreichens besser zu verstehen, erzählt der in Riga geborene 18-Jährige weiter.

Die Gruppe geht nach nebenan, in den „Leichenraum“, in dem Mitglieder der Waffen-SS die Toten damals sortiert haben. Und in den „Krematoriumsraum“, wo eine Stahlinstillation die Umrisse eines Verbrennungsofens andeutet. Schließlich in den „Kaminraum“, in dem die Spuren eines viereckigen Schornsteins noch zu sehen sind. Mehrere Leichen wurden gleich-

zeitig in den Öfen verbrannt. Angehörige erhielten, wenn überhaupt, eine Urne mit dem „Asche-Knochen-Gemisch“ verschiedener Menschen. Die restliche Asche kippte das Personal auf das Gelände und eine Deponie. Schwarz-weiße Markierungen an den Bäumen hinter dem Haus zeigen die Fläche an, auf der die Asche gesammelt wurde.

Trostbriefe getippt „Dass die Täter so eiskalt und ideologietreu waren, schockiert mich immer wieder“, sagt Simon. Der Geschichtsstudent Jesse Gamoran (22) aus den USA bekräftigt: „Alles wurde auf das wirtschaftliche Kosten-Nutzen-Verhältnis reduziert, auf eine Gleichung ohne Emotion.“ Es sei nicht verwunderlich, dass die rassenhygienischen Ideen in die Massenvernichtung mündeten, meint der Teilnehmer des Parlamentarischen Patenschaftsprogramms des Bundestags.

Beim Gang durch das Gebäude offenbart sich eine am Reißbrett geplante, genau durchgetaktete Tötungsmaschinerie, gestützt auf einen eigens geschaffenen Verkleidungsapparat. In Sonnenstein organisierten Ärzte und Pfleger die Tötungen, Schreibkräfte in den extra eingerichteten Standesämtern stellten Todesurkunden aus und tippten „Trostbriefe“.

„Es gab ein System mit Landkarten und Kästen“, berichtet Gedenkstätten-Mitarbeiterin Linda Fleck. Verwaltungsangestellte markierten auf den Karten den Herkunfts-ort jedes Opfers mit einer Stecknadel. „Wenn es zu Ballungen an einem Ort kam, veränderten sie das Todesdatum auf der Urkunde.“ Falls Angehörige in der Nähe einer Anstalt lebten, gab die Urkunde außerdem einen weiter entfernten Sterbeort an. Schließlich sollte niemand auf die Idee kommen, die Anstalt aufzusuchen. Unten im Tal fließt die Elbe durch die Winterlandschaft, der Schnee bedeckt die Häuschen wie Puderzucker. Das weitläufige, hügelige Gelände, der Fluss und die Ruhe – die Massenverbrechen fanden vor einer malerischen Kulisse statt. Die Stadt ist nah, zu nah, um nichts vom Geschehen auf dem Sonnenstein mitzubekommen. „Die Leute sahen die grauen Busse und den schwarzen Rauch“, sagt Fleck. „Sie arrangierten sich damit.“ Eine ältere Frau habe erzählt, sie habe damals keine Wäsche aufgehängt, wenn sie die grauen Busse sah. Verschwiegen, vergessen, verdrängt. Erst in den 1980er Jahren setzten sich Wissenschaftler und Journalisten intensiver mit diesem Kapitel der deutschen Geschichte auseinander. Und nach und nach bekamen die „Euthanasie“-Opfer einen Platz im kollektiven Gedächtnis. Eva Bräth ■



Geschichte durch Einzelschicksale verstehen: Teilnehmer der Jugendbegegnung des Bundestags lesen in der Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein Biographien von Opfern der nationalsozialistischen „Euthanasie“-Morde.

© DBT/Stella von Saldern

Weiterführende Links zu den Themen dieser Seite finden Sie in unserem E-Paper

